

Leipziger Tageblatt

Anzeiger.

Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Die 6spaltige Zeile 20 Hg. ...

Extra-Beilagen (geliefert) nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Bestellerzahlung ...

Annahmestellen für Anzeigen: Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr. ...

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten. ...

Druck und Verlag von E. Tetz in Leipzig.

In die Hauptredaktion oder den in Stadt ...

Die Morgen-Ausgabe erscheint am 1/7 Uhr, die Abend-Ausgabe Donnerstags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition: Johannsgasse 8.

Die Expedition ist Wochenlang wachend geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen: Otto Kimm's Verlag. (Alfred Götz), Unterzölscher 3 (Waldhaus).

Louis Köhler, Raibitzerstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Der spanisch-amerikanische Krieg.

—p. Nun ist es endlich Thatsache, dass die für Cuba bestimmten amerikanischen Landtruppen auf 35 Transportschiffen, begleitet von 13 Kriegsschiffen, nach Santiago, resp. nach Guantanamo unterwegs sind, aber wie lange das es dauern wird, bis der „Frank“ von dort gemeldet wird, ist sehr fraglich.

Dem „Daily Chronicle“ wird aus Washington berichtet, dass die von Tampa abgegangenen Transportschiffe nicht zurückkehren, sondern warten und entweder die amerikanischen Truppen zurückbringen, wenn das gelbe Fieber ausbricht, oder die spanische Garnison, wenn gefangen, nach den Vereinigten Staaten befördern sollen.

„New York“, 15. Juni. Einer Depesche aus Guantanamo vom 14. d. Mts. Mends zufolge schickte die amerikanische Marine-Infanterie eine 400 Mann starke spanische Truppenabtheilung. Ein Amerikaner wurde leicht verwundet, 40 Spanier sind todt.

„New York“, 15. Juni. Das „Evening Journal“ meldet aus Guantanamo, dass eine Detasche von amerikanischen Soldaten gestern Abend mit 18 spanischen Gefangenen ins Lager zurückgeführt sei, unter denen sich ein Officier befände. Ferner seien 100 Waisenkinder und 10000 Patronen erbeutet worden.

Es läßt sich, wie gesagt, nicht feststellen, was an diesem Tagesnachrichten der Amerikaner, die sich am 13. Juni noch in ziemlich verzweifelter Lage befanden, richtig ist. Höchstwahrscheinlich ist jedoch, daß die Spanier noch nicht gelandet sind, die amerikanischen Marine-Infanterie aber in der That eine rasche Occupation Cubas glaubt man in Washington selbst nicht, sonst würde man nicht, wie der dortige Correspondent der „New Yorker Post“ mittheilt, mit dem Plane umgehen, eine neue Ausdehnung von 100 000 Mann zu veranlassen, welche im Herbst, also nach Beendigung der gefährlichen Regenzeit, auf der Insel mitwirken sollen.

Der Havanna ist bis jetzt noch nichts geschehen und scheint auch keine größere Action in Aussicht genommen zu sein. Nur folgendes wird noch berichtet:

Havanna, 15. Juni. Drei spanische Kreuzer verließen am Montag die Bucht, um die Seefahrten des amerikanischen Geschwaders aufzufundhalten, welches sich zurückgezogen hatte.

Ein amerikanisches Kanonenboot erschien unter der Verkleidung eines Fischers vor Havanna, um dem englischen Consul von dem englischen Botschafter in Washington überlieferte Briefe zuzufassen. Die Besatzung zur Übergabe des Briefes wurde ertheilt, doch durfte das Kanonenboot sich dem Hafen nicht nähern. Einige amerikanische Schiffe verließen, sich der Küste zu nähern, zogen sich aber vor dem Feuer der Batterien zurück.

Auf den Philippinen, wohin am Dienstag das zweite amerikanische Expeditions-Corps unter Francisco abgegangen ist, zieht sich das Unheil immer mehr um Manila zusammen, was aus der im heutigen Morgenblatt wiedergegebenen Depesche des Generalgouverneurs mit erschütternder Deutlichkeit hervorgeht. Nur der Verlust der Inseln und der Amerikaner selbst ist nicht zu bezweifeln. Der in New York bestehende Revolutionen-Ausschuß für die Philippinen geht selbst ein, daß es die ausgesprochene Absicht Aguinaldos' sei, nach vor Eintreffen der nordamerikanischen Verstärkungen einer entscheidenden Kampf bereitzustellen, um dann sofort die Philippinische Republik auszurufen und sich selbst zum Präsidenten derselben zu ernennen. Die Wähler sämtlicher Parteien in New York verlangen deshalb, daß Admiral Dewey angewiesen werde, jeden besatzenden Versuch zu vermeiden.

In Madrid köstet man dagegen, daß die vor Manila erschienenen deutschen Kriegsschiffe sich ins Mittel schlagen und eine Bombardierung der Stadt nicht gestatten werden, ja man geht sich der Erwartung hin, Deutschland werde zu Gunsten Spaniens intervenieren, wenn dem es den Culin-Krieg, die Wunden, die südlichen der großen Philippinen-Inseln, nach SW vorgelagerte Insel-Gruppe, erhalten werde. Was man in Madrid hofft, fürchtet man in Washington. Wenigstens behaupten das englische Blätter, von welchen allein die Interventionisten angefaßt zu sein scheint. So wird berichtet:

London, 15. Juni. Das Washingtoner Cabinet beschäftigt sich in seinen letzten Sitzungen mit der Beilegung über die beabsichtigten Verhandlungen der deutschen Thätigkeit betreffend die Philippinen. Es verläutet, die Regierung dürfe einen ersten Schritt mit Deutschland. Vor einer Woche arbeitete das Ministerium für den Reichstag den Entwurf der Deutschen Laubs-Plattentochter aus. Er wurde dem Kaiserliche am vorigen Dienstag vorgelegt. Nach der Sitzung soll ein hervorragendes Gabinetmitglied geäußert haben, jedwede Einmischung Deutschlands in die Philippinensache bedeute Krieg. Wenn Deutschland dies noch nicht begriffen hätte, sollte es dies sofort begreifen. Amerika behauptet die Philippinen zu behalten. Die Regierung werde keinen Schritt von Deutschland oder einer anderen Macht dulden.

Wir lassen das „verlautet“ und „soll“ der englischen Sensationspresse auf sich beruhen. Directe Meldungen aus Washington, welche dieselbe auch nur im Einzelnen bestätigen, liegen nicht vor. Wenn, wie den „Times“ und „Singapore“ gemeldet wird, ausfällige langwierige Konferenzen zwischen dem deutschen Consul in Manila und dem spanischen Gouverneur stattgefunden haben, so ist das Wahrscheinliche, daß es sich bei den Verhandlungen um die persönliche Sicherheit der Deutschen

und Schweizer in Manila, sowie um den Schutz der Interessen derselben gehandelt hat. Ueber die Abtretung von Inseln, Kolonisationen etc. würde doch nicht in Manila, sondern in Madrid oder Berlin direct zwischen den beiden Regierungen verhandelt werden. Ob nach dieser Richtung überaus Verhandlungen im Gange sind, wissen wir nicht. Am liebsten haben wir unsere Standpunkte in der Sache wiederholt festgelegt. Er ist nicht der einer absehbaren, klaren Zukunft, wie er namentlich von den Gegnern einer strengeren Colonisationspolitik empfohlen wird, aber auch nicht der einer Bruchströmung Amerika für den Fall, daß dieses in den Besitz der Philippinen gelangt. Vorläufig gehören sie noch Spanien.

In sonstigen Meldungen verzeichnen wir noch die folgenden:

Madrid, 15. Juni. Der Minister des Reiches gab dem früheren spanischen Legationssecretär in Washington da Costa und dem Oberstamt Carranza den Befehl, Canada zu verlassen. Der Befehl hängt mit den Reclamations zusammen, welche die Amerikaner bezüglich der dortigen Goldminen einmündigt worden, die Gegenstände ausgewandert.

Madrid, 15. Juni. Die Kammer nahm einen Antrag der Republikaner an, welcher dahin geht, ein Gesetz betr. der allgemeinen Wehrpflicht in Vorschlag zu bringen. — In Senat wählte Cervera zu Interpellationen wegen der Verletzungen des Völkerrechts, welche die Amerikaner verübt hätten. Der Minister des Reiches wies sie zu antworten und begabte dies damit, daß die Diskussion über die angeblichen Angelegenheiten die monarchische Kraft der Regierung mindere würde.

Politische Tageschau.

Paris, 16. Juni. Fürst Bismarck schrieb, als er eben nach Frankfurt a. M. als Bundesratspräsident gekommen war, an seine Gattin einen Brief, in dem er die traurigen Verhältnisse der preussischen Weltanschauung schilderte. Er herrschte keine Disziplin und einer Intrigue immer gegen den Kaiser. Er meinte aber bald reines Selbst machen oder seinen Vorgesetzten. Torselle Energie, die der sechsunddreißigjährige Herr v. Bismarck bewies, er bis an das Ende seiner Laufbahn. Er wußte dafür zu sorgen, daß er Herr war über seine Beamten. Wie ein großer Vogelzug zu dieser Bismarck-Tradition berichtet, so, wenn man jetzt anläßlich des Telegramms des Reichskanzlers an den Prinzen Carlotta in der antisemitischen „Staatsbürger-Zeitung“ liest, dieses Telegramm habe in Regierungskreisen sehr unliebbar verkehrt, weil es den Kanzler als im Gegensatz zu seinen untergeordneten stehend erscheinen lasse. In Bismarck'schen Zeiten war wohl auch manche Handlung des Kanzlers einem Beamten persönlich verübt oder im Gegensatz zu dessen Auffassungen geübt worden, aber dann behielt der Beamte seine gegensätzliche Meinung für sich oder aber er ging. Wenn jetzt teratige Dinge geschrieben werden können, so zeigt sich darin wieder einmal die Zerfallenszeit in gewissen Kreisen der Regierungskreise. Es mag conservativ oder liberal, handelsvertragsfreundlich oder agrarisch regiert werden, aber es muß einmüthig regiert werden. Nur durch die Einmüthigkeit der Regierung und dadurch, daß der Wille des leitenden Staatsmannes entscheidend war, ließ sich der

gewaltige Umsturz der Verfassungspolitik am Ende der siebziger und der Socialpolitik am Anfang der achtziger Jahre durchzuführen. Die Einmüthigkeit der Regierung wird aber gerade jetzt wieder sehr notwendig sein, wenn, wie es den Anschein hat, die Wahlen ein abermaliges Aufsteigen der Socialdemokratie zeigen, denn nur dann wird es denkbar sein, den Kampf gegen die Socialdemokratie mit einiger Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Es sei dahingestellt, ob die jetzt unternommenen Besuche, die Stellung des Reichskanzlers zu untergeben, von Erfolg begleitet sein werden — diese Frage wird nicht zum geringsten Theile von dem endgiltigen Resultate der Wahlen abhängen —, aber wer auch immer in Zukunft die Geschäfte des Reichskanzlers führen mag, der möge daran denken, daß schon vor nahezu 3000 Jahren der alte Homer ausgesprochen hat: „Nicht gut ist die Reichthümer, einer soll Herr sein.“ Ein Kaiser und ein verantwortlicher Kanzler — so war es zu Bismarck's Zeit und so muß es wieder werden, wenn anders das innere Weibchen des Reichs mit dem äußeren Schritt halten soll. Dazu aber gehört, daß der Kanzler bei dem Monarchen so viel Einfluß hat, um alle gegen ihn gerichteten Intriguen, mögen sie von Beamten oder von unverantwortlicher Seite ausgehen, mit dem Schwerte durchzuschneiden zu können.

Wiederholt ist auf die missliche Lage, in der sich die Deutschen in den Südstaaten Brasiliens in Folge der Völligkeit der brasilianischen Justiz gegenüber den Ausländerrechten der einheimischen Bevölkerung befinden, hingewiesen und betont worden, daß ein wirksames Mittel eine Vernehmung der Berufsconsulate sein würde. Im Reichstage ist mehrfach in den letzten Jahren, namentlich durch die damaligen national-liberalen Abgeordneten Dr. Hammacher, Professor Dr. Hoffe und Professor Dr. v. Matquardt, darauf hingewiesen worden, daß eine Vertretung des Reiches durch Consulate, die in manchen Fällen nicht einmal selbst die Reichsangehörigkeit besitzen und jedenfalls mehr oder weniger in ihren persönlichen Interessen von den Behörden abhängig sind, denen gegenüber sie die Rechte der deutschen Reichsangehörigen verfechten sollen, unmöglich auszuüben könne. In Brasilien verfiel das Reich bisher nur über zwei Berufsconsulate, in Rio de Janeiro und in Bahia, während andere Staaten, namentlich Canada und Frankreich, deren eine ganze Reihe dort besitzen. Die Unhaltbarkeit dieser Zustände wird auch von der Reichsregierung anerkannt. Wie im heutigen Morgenblatt mitgeteilt worden ist, sind für die drei brasilianischen Staaten Santa Catharina, Paraná und São Paulo Berufsconsulate ernannt worden. In Aussicht genommen. Die seit Anfang des Jahres in dieser Angelegenheit schwelgenden Verhandlungen haben demnach mit einem Resultat geendet, daß in allen national-liberalen Kreisen nur mit großer Überspannung aufgenommen werden wird. Es ist anzunehmen, daß die getroffenen Maßnahmen einerseits dazu beitragen werden, die Deutschen in Brasilien zur Aufrechterhaltung ihrer Nationalität zu ermutigen, und andererseits der brasilianischen Regierung beweisen werden, daß Deutschland gewillt ist, die Interessen seiner Angehörigen energischer als bisher wahrzunehmen. In der offiziellen Wirthschaft ist nichts darüber gesagt, ob das Consulat in Rio de Janeiro zu einem Generalconsulate erhoben wird. Die brasilianische Regierung hat sich bekanntlich dem bisher widersetzt, daß es zu hoffen, daß auch dieser Schritt der Organ-

Feuilleton.

Bauernblut.

Roman in drei Büchern.

Von Gerhard von Knyrton. (Dagobert von Gerhart.)

„Nun, Einiges hat die Ueberlieferung in unserer Kirche doch aufbewahrt“, wandte Golebenz höflich ein. „Sie sollen als junger Officier der kaiserlichen Armee eines aus Amerika zurückgekommenen reichen Mannes sehr auffällig die Gewohnheit haben ...“

Die Erwähnung einer jungen schönen Amerikanerin hatte dem Staatsmann einen angenehmen Schrecken bereitet; er hatte von dem Schicksale seiner Mutter immer nur in halben Andeutungen sprechen gehört; Frau Lampert hatte den natürlichen Grollen des Sohnes, soweit dies ihrer Hebeligkeit möglich war, Reis Rechnung getragen, aber doch war ihr ab und zu ein Wort entfallen, das dem aufmerksamen Sohne mehr verriet als hätte, als er eigentlich wissen sollte. Ein danges Vogelblut drehte ihm jetzt das Herz zusammen, über den Rücken ran ihm ein kalter Schauer, während jübe Dige in sein Ohr schob ...

„Was lobete ein Scheidichs Pampernidel, zu dem man sich mit einem Quodlibet von allerlei fröhlichen Scherzreihen irgend eine Probe herauszulesen hätte; dann nahm der Bescheber ein Glas zu Hand und hat die Gölze, auszutrinken. In diesem Geis ist Geist und Leben!“ rief Wölter, der sich mit schmeichelnder Zunge nach am Nachschmecken des Weines erlabte; „so müßten auch alle Weiber sein! Wenigstens müßte ich unfernen liebenswürdigen Weibe, daß die Dame, die er kennst ermüdet, nicht weniger Geist habe.“

„Den haben ja die Weiber im Ueberflus, nämlich Wiederschmeiß!“ verlegte Zellen.

„Sie Unberesserlicher!“ lachte der Freiherr und hol Zellen mit einem kräftigen Pfost Wählheit die Hand.

Man ging in ein Nebenzimmer, wo keine Schalen mit duftigen Weizenbrot und die obligaten Siquere und Ritten mit Habanachgarten bereit standen. Schon nach einem Viertelstunden lachte sich der Kreis; es klangen nur der Freiherr, der Staatsmann, Ostendorf und der Vater bei ihrem Wirtze zurück.

Zell hätte sich am liebsten auch zurückgezogen, aber eine Kei Trag gegen sein eigenes Schicksal drang ihn, auszuhalten und den Hohn jensei der Tische unterbrochenen Gesprächs wieder aufzunehmen.

„Sie erwähnten dorthin einer fremdländischen Schönen“, wandte er sich gegen den Freiherrn, „und meinen, wie ahnten nicht, um was es sich damals für Sie gehandelt hätte. Sie haben uns neugierig gemacht, Herr Baron; ist es indirekt, wenn wir sie um Mittheilung des Nüchtern bitten?“

„Ihr sollt's erfahren, meine Herren; es ist freilich nichts Befremdliches; immer bei alle Geschichte, die ewig neu bleibt, und wenn wir auch nicht das Herz dabei entzwei angehen ist, so hätte ich sie doch lieber nicht erlebt ... Doch nein! Kaufschmelz nein! Ich freize mich, sie erlebt zu haben, denn was ist schließlich schlimmer als die Liebeshand eines solchen Geschöpfes, das überhaupt zum ersten Male seine Seele öffnet, wenn man dabei auch bittere Erfahrungen machen muß?“

„Um Gottes willen, Herr von Brand“, fuhr Zellen in tonischer Angst hervor, „Sie werden uns doch nicht etwa einen Roman erzählen?“

„Selbstmord!“ commandirte Golebenz, der sich, wie Wölter meinte, einen ziemlich dicken Kopf angesetzt hatte, „der Freiherr Brand von Giesdorf hat das Wort; ich bitte Was zu nehmen.“

„Man sieht sich auf den umherstehenden Volkserfassen nieder und lauscht dem Landelmann, dem die Luft gekommen war, einmal den jüngeren Herren ein Abenteuer aus seinem früheren Jugendleben erzählen.“

„Ich war eben erst zum Officier befördert worden“, hob er mit gedämpfter Stimme an, „als ich eines Abends im Theater die Bekanntschaf einer erblenden jungen Dame machte. Der Duft und Hauch einer Rose läßt sich nicht beschreiben, und ebenso wenig konnte ich die magische Wirkung schildern, die die großen, nachdunkeln, träumerischen Augen dieser Schönen auf mich ausübten. Ich hielt sie erst für ein Mädchen und benutzte die erste beste Gelegenheit, mich ihr vorzustellen und mit ihr zu plaudern, da erl ich auf ich, daß sie verheiratet und erst seit einigen Wochen mit ihrem Gatten von Amerika nach

Berlin übergesiedelt war. Schon am anderen Tage hatte ich ihre Wohnung ermittelt, und da man mir mittheilte, daß der Gatte auf großem Fuße lebte und auch Herren der besseren Gesellschaftsreise in seinem Hause empfieng, so machte ich dem Vater einen förmlichen Besuch. Drei oder vier Mal wurde ich auch eingeladen. Ich sah meist nur Herren dort; die Damen, schien es, hielten sich von den zwar ausnehmend wohlhabenden, aber doch immerhin etwas zweifelhafte Kreisen fern. Besonders war nicht herauszubringen, was er, der Amerikaner, drüben eigentlich getrieben hatte; er sprach wohl dann und wann von seinen früheren Geschäften, verriet aber mit keiner Silbe, welcher Art diese Geschäfte gewesen waren. Dagegen bewies er eine frauenwürdige Gedächtnisheit durch allerlei Anekdoten, mit denen er bei Tisch und auch nach der Mahlzeit seine Gäste zu unterhalten pflegte. So erinnere ich mich eines Abends: er stand nur drei Schritte vor uns, so sein wohlbedecktes Gesicht, blickte und mochte es bevor zusammen, daß es einer kleinen Puppe gleich. Hätte diese Puppe vor unseren Augen auf den Fußboden und sich da, die Puppe fing an, aufrecht zu marschieren und nach der Walmerselbe, die er pfiff, lautmächtig zu tanzen. Wir waren wirklich ziemlich verblüfft, da wir beim besten Willen nicht erdenken konnten, womit er die Puppe eigentlich bewegte. Seine Gattin stand neben meinem Stuhl, ich stüßte ihr zu; er hat wohl an Pferdehooren das Tuch befestigt? Sie schüttelte das Köpfchen, weigte sich zu mir herab und bauschte mir ins Ohr: „Ich wußt es selbst nicht, wie er es macht; auch mir will er es nicht verrathen.“ Ich fühlte den warmen Odem des jungen Weibes sein, daß ich ihr zurückflüsterte: „Wie kann er vor Ihnen ein Geheimniß haben? Wenn man lieb hat, dem schüttelt man doch sein ganzes Herz aus; stellen Sie sich auf die Brüste, ich würde nicht im Geringsten, Ihnen irgend etwas zu verschweigen.“ Ich fühlte, das war ziemlich unerschrocken gesprochen, und fürchte schon, sie würde mich meine Kühnheit abeln nehmen, wie ich aber unglücklicher den Blick zu ihr erhob, bemerkte ich zu meiner größten Überraschung, daß sie tief erröthet war. Die beglückte mein Gesicht, man wußte ich, ich war ihr nicht gleichgiltig, und dieses Bewußtsein verlegte mich in einen Zustand des Entzückens.“

Der Erzähler hielt inne, um einen Schluß aus seiner Maximalität zu machen, dann schnellte er die Kfise von frines Gipsare in einen hochgetriebenen Händschker und lute munter fort: „Sie werden begreifen, meine Herren, daß ich mit keinem Fuße mehr das Haus des Amerikaners betrat. Die Gastfreundschaft eines Mannes und zu gleicher Zeit die heimliche Gung seiner Gattin zu genießen, das wäre mir wider den Stroh ge-

gangen; zu einer solchen Heuchlerrolle konnte und wollte ich mich nicht erniedrigen. Wir trafen uns nur noch am dritten Orte, und je heimlicher und vornehmer das Geschehen mußte, um so wider lebten in mir die Träumen der ersten Liebeslebenszeit. Auch sie liebte zum ersten Male, denn sie sprach mir, daß sie im Alter von fünfzehn Jahren und sechs Monaten von ihrer speculativen Mutter überredet worden war, dem Bewerber ein Jawort zu geben, von dessen Bedeutung sie in ihrer Unerfahrenheit und kindlichen Unselbständigkeit keine Ahnung gehabt hatte. Ihre Gung machte meine Sinne wach; ich verlor mehr und mehr die bringend gebotene Besche und ließ mich mit dem kolossalen Gefühlsgeflecht gelegentlich auch öffentlich zeigen; natürlich dauerte es nicht lange und die Katastrophe brach unaufhaltsam herein. Ein Briefchen von ihrer Hand meldete mir, daß ihr Gatte Herdort geschöpft und ihn eine fürchterliche Scene gemacht hätte; er benach sie jetzt mit Kräuhaugen, und sie könne mich nie mehr wiedersehen. Sie nahm in diesem Briefchen schmerzlichen Abschied von mir, indem sie mir erklärte, daß sie durch mich zum ersten Male die wahre Liebe kennen gelernt hätte und daß sie diese Liebe mit umarmen würde bis zu ihrem letzten Hauche. Wenige Wochen später war das Paar aus Berlin verschwunden; ich habe keinen ferneren Aufschluß nie ermitteln können, man sagte, sie wären nach Amerika zurückgekehrt. Ich war wie versteinert; so wußte ich von Frau's Gung gewesen sein, als er aus dem Paradiese verjagt worden war. Die Straferzeugung, die mich bald darauf ereilte, fühlte ich gar nicht als Strafe, mein Leben war so inhaltslos geworden, als mein Hoffen so jäh vernichtet, daß ich ins letzte Dorf an der russischen Grenze zog, ohne irgend etwas zu bemerken. Bis zur Erhörnung war ich abgestumpft; nur eines fühlte ich noch: Reue, bittere, namenlose Reue, daß ich das süße Geschöpf durch meine Unvorsichtigkeit dem Jenseits verleiht der Wirthschaft durch den beiliegigen Gatten ausgehört hatte.“

William Zell hatte die Empfindungen eines Getrinkenden; in seinen Ohren sauste und lochte es, vor seinen Augen tanzten sprühende Funken. Die Frau, dem der der Freiherr, wie es ihm schien, voll substantieller Geselligkeit erträute — sein Zweifel, es war keine, des Staatsmanns. Mutter gemein! Der Freiherr hätte sie verführt, das ehelichen Bündnis und Liebendens beruht, sie aus dem Bande getrieben, um sie drüben endlich dem Tode einer unheimlichen Krankheit zu überliefern! Sollte er, der Sohn dieser Frau, nicht aufpassen und dem hochgehörnen Wüthigen an die Kehle fassen? Wer dann bekannte er ja, daß er der Wüthigen dieser leidenschaftlichen Dame war; dann verließ er seine dunkle Herkunft und gerührte